

Herman Koch



SEHR GEEHRTER HERR M.

Roman

Aus dem Niederländischen
von Christiane Kuby und Herbert Post

Kiepenheuer & Witsch

Wer sich oder andere in einer oder mehreren Figuren dieses Buches zu erkennen meint, hat wahrscheinlich recht.
Amsterdam ist eine existierende Stadt in den Niederlanden.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Geachte Heer M.« bei Ambo/Anthos, Amsterdam
© 2014 Herman Koch

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Christiane Kuby und Herbert Post

© 2015, 2016 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln,
basierend auf dem Originalumschlag von Roald Triebels

Umschlagmotiv: © Julia Ryshkina

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04929-9

1

Sehr geehrter Herr M.,

als Erstes möchte ich Ihnen mitteilen, dass es mir inzwischen besser geht. Das tue ich, weil Sie wahrscheinlich gar nicht wissen, dass es mir jemals schlecht gegangen ist. Sehr schlecht sogar, aber darauf komme ich später noch zurück.

In Ihren Büchern beschreiben Sie häufig Gesichter, aber versuchen Sie doch mal, meines zu beschreiben. Unten an der gemeinsamen Haustür oder im Aufzug nicken Sie mir höflich zu, aber auf der Straße oder im Supermarkt und gerade noch vor ein paar Tagen, als Sie mit Ihrer Frau im Restaurant La B. saßen, gaben Sie kein einziges Zeichen, dass Sie mich kennen.

Ich kann mir vorstellen, dass der Blick des Schriftstellers die meiste Zeit nach innen gerichtet ist, aber versuchen Sie dann auch nicht, in Ihren Büchern Gesichter zu beschreiben. Obwohl Beschreibungen von Gesichtern, genauso wie Landschaftsbeschreibungen, etwas ziemlich Veraltetes haben – von daher passt das natürlich zu Ihnen. Auch Sie sind ziemlich veraltet, da brauchen wir uns nichts vorzumachen, und ich meine das nicht nur hinsichtlich Ihres Alters – ein Mensch kann alt sein und doch noch lange nicht veraltet – Sie aber sind beides: alt und veraltet.

Sie saßen mit Ihrer Frau an dem Fenstertisch. Wie immer. Ich saß an der Bar – auch wie immer. Als ich gerade einen

Schluck von meinem Bier nahm, streifte Ihr Blick mein Gesicht, doch Sie erkannten mich nicht. Dann schaute Ihre Frau in meine Richtung und lächelte, und Sie beugten sich vor und fragten sie etwas, woraufhin Sie mir doch noch zunickten, nachträglich.

Frauen haben ein besseres Gedächtnis für Gesichter. Besonders für Gesichter von Männern. Frauen brauchen Gesichter nicht zu beschreiben, sie müssen sie nur behalten. Sie erkennen mit einem Blick, ob es ein starkes oder ein schwaches Gesicht ist; ob sie sich auch nur im Entferntesten vorstellen können, von diesem Gesicht ein Kind auszutragen. Frauen wachen über der Qualität der Spezies. Auch Ihre Frau hat Sie einmal so angesehen und entschieden, Ihr Gesicht sei stark genug – es bringe die Spezies nicht in Gefahr.

Dass Ihre Frau bereit war, ein Kind von Ihnen auszutragen, das aller Wahrscheinlichkeit nach zur Hälfte Ihre Gesichtszüge tragen würde, müssen Sie als Kompliment auffassen. Vielleicht sogar als das größte Kompliment, das eine Frau einem Mann machen kann.

Ja, es geht mir besser. Als ich heute Morgen sah, wie Sie ihr mit dem Gepäck ins Taxi halfen, konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken. Sie haben eine hübsche Frau. Hübsch und jung. Über den Altersunterschied maße ich mir kein Urteil an. Ein Schriftsteller braucht eine hübsche, junge Frau. Oder besser gesagt, ein Schriftsteller hat Anspruch auf eine hübsche, junge Frau.

Ein Schriftsteller muss natürlich gar nichts. Er muss Bücher schreiben. Aber eine hübsche, junge Frau kann ihm dabei schon behilflich sein. Vor allem, wenn es eine Frau ist, die ihre eigenen Wünsche ganz zurückstellt. Die wie eine Henne auf seinem Talent hockt und es ausbrütet und alle verjagt, die dem Nest zu nahe kommen. Die auf Zehenspitzen durchs Haus geht, wenn er in seinem Arbeitszimmer sitzt, und ihm

nur zu bestimmten Zeiten eine Tasse Tee mit Schokoladenplätzchen durch den Türspalt hereinschiebt. Die sich bei Tisch mit gemurmelten Antworten auf ihre Fragen begnügt, die weiß, dass es vielleicht sogar besser ist, wenn sie gar nichts sagt, auch nicht, wenn sie in einem Restaurant um die Ecke sind, weil sich in seinem Kopf eben Dinge abspielen, an die ihr beschränktes Denkvermögen – ihr beschränktes weibliches Denkvermögen – sowieso nie heranreicht.

Als ich heute Morgen Ihnen und Ihrer Frau vom Balkon aus zusah, musste ich an diese Dinge denken. Ich studierte Ihre Bewegungen, als Sie ihr die Wagentür aufhielten: galant wie immer, aber auch wie immer viel zu betont, wie einstudiert, so steif und un gelenk; manchmal ist es, als stünde Ihr eigener Körper Ihnen im Wege. Tanzschritte kann jeder lernen, aber nicht jeder kann auch wirklich tanzen. Heute Morgen war der Altersunterschied zwischen Ihnen und Ihrer Frau nur in Lichtjahren auszudrücken. In ihrer Gegenwart erinnern Sie mich manchmal an die Reproduktion eines alten, von Krakelüre überzogenen Gemäldes aus dem siebzehnten Jahrhundert neben einer sonnenüberfluteten Landschaft auf einer Ansichtskarte.

Ich beobachtete allerdings vor allem Ihre Frau. Und wieder sah ich, wie hübsch sie ist! In ihren weißen Turnschuhen, ihrem weißen T-Shirt und ihren blauen Jeans tanzte sie nur für mich den Tanz, für den Sie in solchen Augenblicken kein Auge zu haben scheinen. Ich sah ihre ins Haar geschobene Sonnenbrille – die Haare hatte sie mit Spangen hinters Ohr gesteckt –, und aus allem, aus all ihren Bewegungen sprach die freudige Erregung der Reiselust, was sie noch hübscher machte, als sie ohnehin schon ist.

Es war, als hätte sie in der Wahl ihrer Kleidung und in jeder ihrer Gesten das Reiseziel schon vorweggenommen. Und wie ich ihr vom Balkon aus so zusah, spiegelte sich in ihrer Erscheinung einen winzigen Augenblick lang der gleißend

weiße Sandstrand und das langsam über die Muscheln zurückrollende Meer, bis sie auf dem Rücksitz des fahrenden Taxis aus meinem – aus unserem – Blickfeld verschwand.

Wie lange bleibt sie weg? Eine Woche? Zwei Wochen? Es spielt keine Rolle. Sie sind allein, das ist die Hauptsache. Eine Woche müsste reichen.

Ja, ich habe etwas mit Ihnen vor, Herr M. Sie meinen vielleicht, Sie wären allein, aber ab heute bin ich da. In gewissem Sinn bin ich natürlich schon immer da gewesen, aber jetzt erst recht. Ich bin da und gehe vorläufig auch nicht wieder weg.

Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht – Ihre erste Nacht allein. Ich mache jetzt die Lichter aus, aber ich bleibe bei Ihnen.

2

Heute Morgen war ich im Buchladen. Es liegt immer noch neben der Kasse, aber das wussten Sie wahrscheinlich schon. Sie gehören vermutlich zu den Schriftstellern, die in einem Buchladen immer als Erstes nachschauen, wie viel Zentimeter von ihrem Werk im Regal stehen. Wahrscheinlich scheuen Sie sich auch nicht, den Buchhändler zu fragen, wie es so läuft. Oder sind Sie in den letzten Jahren doch etwas zurückhaltender geworden?

Auf jeden Fall liegt Ihr Buch in einem hohen Stapel neben der Kasse. Ein Mann hatte gerade ein Exemplar heruntergenommen und wendete es in den Händen hin und her, als könnte man die Qualität am Gewicht ablesen. Ich musste mich beherrschen, ihm nicht zuzurufen: »Legen Sie das wieder hin, es taugt nichts.« Oder: »Das kann ich Ihnen sehr empfehlen, es ist ein Meisterwerk.«

Aber da ich mich zwischen diesen beiden Extremen nicht entscheiden konnte, sagte ich lieber gar nichts. Wahrscheinlich lag es an dem turmhohen Stapel, der eigentlich für sich sprach. Denn alles, was in hohen Stapeln neben einer Kasse liegt, ist ein Meisterwerk. Oder eben das Gegenteil – es gibt nichts dazwischen.

Während der Mann mit Ihrem Buch in der Hand so dastand, sah ich wieder flüchtig Ihr Foto auf der Rückseite. Ich war immer der Auffassung, dass der Blick, mit dem Sie die Welt be-

trachten, etwas Obszönes hat. Es ist der Blick eines Menschen, der sich betont langsam, ohne jegliches Schamgefühl an einem vollen Strand auszieht, einfach weil es ihm gleichgültig ist, ob ihm jemand zusieht. Sie schauen den Leser nicht an, nein, Sie fordern ihn vielmehr heraus, Sie anzuschauen – und das so lange wie möglich. Es ist wie das bekannte Spiel, wer als Erster den Blick abwendet, wobei in diesem Fall der Leser natürlich immer den Kürzeren zieht.

Übrigens habe ich Sie noch gar nicht gefragt, wie Sie heute Nacht geschlafen haben. Und was Sie mit dem plötzlich frei gewordenen Platz neben sich gemacht haben. Bleiben Sie auf Ihrer Seite liegen, oder haben Sie sich etwas mehr in die Mitte des Bettes geschoben?

Gestern Abend hatten Sie eine CD eingelegt, die Sie nie hören, wenn Ihre Frau da ist. Ich hörte Sie in der Wohnung umhergehen, als wollten Sie sich vergewissern, dass Sie wirklich allein waren – alle Fenster rissen Sie auf, auch die Balkontüren. Wollten Sie etwas verjagen oder austreiben? Etwa den Geruch Ihrer Frau? Während Verliebte die Nase in ein Kleidungsstück der abwesenden Geliebten stecken, reißen Menschen, bei denen die Liebe erloschen ist, die Fenster auf, so wie man einen alten Anzug, der zu lange in der Mottenkiste gelegen hat, lüftet, obwohl man weiß, dass man ihn nie mehr tragen wird.

Sie standen auf dem Balkon und sangen mit. Es ist nun nicht gerade die Art Musik, für die ich mich erwärmen kann, andererseits verstehe ich, dass jemand, der diese Art Musik mag, solche Bücher schreibt wie Sie. Sie hatten die Musik übrigens ganz schön laut aufgedreht, an der Grenze zur Ruhestörung. Aber in diesen Dingen bin ich nicht kleinlich. An Ihrem ersten Abend alleine wollte ich kein Spielverderber sein.

Warum haben Sie sich damals eigentlich nicht getraut, selbst herunterzukommen und sich bei mir wegen der zu lauten Musik zu beschweren? Warum haben Sie Ihre Frau geschickt?

»Mein Mann ist Schriftsteller«, sagte sie. »Er kann keinen Lärm ertragen.«

Ich bat sie hereinzukommen, doch weiter als bis in die Diele wollte sie nicht. Aber sie sah sich doch rasch verstohlen in meiner Wohnung um. Ich betrachtete ihr Gesicht und roch etwas – einen Geruch, von dem ich nicht wollte, dass er gleich wieder verschwand.

Als ich Stunden später ins Bett ging, hing dieser Geruch immer noch in der Diele. Ich blieb so lange in der Dunkelheit stehen, bis nichts mehr von ihm übrig war. Jedenfalls riss ich weder Türen noch Fenster auf, um ihn zu vertreiben. Ich wartete geduldig, bis er es selbst an der Zeit fand, sich zu verziehen.

Natürlich ist sie heute nicht mehr das Mädchen, das sie war, als sie Sie damals für die Schülerzeitung interviewte, das konnte ich an dem Abend wieder einmal aus nächster Nähe feststellen. Wie drückten Sie es so treffend aus? »Eines Tages kam sie mit einem Notizblock unter dem Arm und einer langen Liste mit Fragen zu mir, und im Grunde sind die noch lange nicht alle abgehakt.«

Was war wohl ihre erste Frage? »Warum schreiben Sie?« Eine typische Frage von Schulmädchen. Und was haben Sie geantwortet? Wie würden Sie heute diese Frage beantworten?

Bei Tisch sind Sie ziemlich einsilbig. Nicht als ob ich etwas verstehen könnte, wenn geredet würde, aber Stimmen dringen doch leicht durch die Decke. Ich kann sogar das Klappern des Bestecks hören und im Sommer, wenn Sie die Fenster offen haben, das Nachschenken des Weins.

Während Sie das Essen kauen, sind Sie in Gedanken noch in Ihrem Arbeitszimmer. Reden können Sie mit Ihrer Frau nicht darüber. Sie würde es ohnehin nicht verstehen, sie ist schließlich eine Frau.

Daher herrscht bei Ihren Mahlzeiten tiefes Schweigen, das nur hin und wieder von einer Frage unterbrochen wird. Ich

kann nicht verstehen, was Ihre Frau sagt, nur dass sie eine Frage stellt. Eine Frage, auf die Sie wohl mit einer Kopfbewegung antworten.

Wenn ich keine Antwort höre, machen Sie eine Kopfbewegung, reden kann der Kopf nicht, er ist schließlich im Arbeitszimmer geblieben.

Später, nachdem Sie vom Tisch aufgestanden sind, räumt Ihre Frau ab und stellt die Gläser und Teller in die Spülmaschine. Danach begibt sie sich in das Zimmer zur Straße, wo sie bleibt, bis es Zeit ist, ins Bett zu gehen.

Mir ist immer noch nicht klar, wie Ihre Frau diese Stunden verbringt. Liest sie? Schaut sie fern, so leise wie möglich oder ganz ohne Ton?

Oft stelle ich mir vor, dass sie einfach nur dasitzt – eine Frau in einem Sessel, ein Leben, das sich fortbewegt wie die Zeiger einer Wanduhr, an der nie jemand die Zeit abliest.

Es wird Ihnen nicht entgangen sein, dass ich inzwischen Musik aufgelegt habe. Ihre Art Musik ist es sicher nicht. Es ist jetzt so laut wie an dem Abend, als Ihre Frau herunterkam und mich bat, die Musik etwas leiser zu stellen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach werden Sie nicht herunterkommen. Sie brauchen jemanden, den Sie schicken können, Sie machen solche Sachen nicht selbst. Deshalb habe ich die Musik noch etwas aufgedreht. Man könnte durchaus von Ruhestörung sprechen, würde ich sagen.

Ich habe keinen festen Plan. Es tut mir nur im Herzen weh, dass eine so hübsche, junge Frau an Ihnen hängen bleibt, in Ihrer Gesellschaft verwelkt.

Jetzt höre ich aber doch tatsächlich die Klingel, Sie sind resoluter, als ich dachte.

»Könnten Sie die Musik vielleicht etwas leiser stellen?«

Ich werde nicht versuchen, Ihr Gesicht zu beschreiben, das Beschreiben von Gesichtern überlasse ich gerne Ihnen.

»Aber natürlich«, sage ich.

Nachdem ich Ihnen die Tür ins Gesicht – Ihr unbeschriebenes Gesicht – geworfen habe, stelle ich die Musik leiser. Langsam erhöhe ich dann wieder die Lautstärke. Ich schätze, dass Sie nicht noch mal herunterkommen.

Ich habe richtig geschätzt.

Morgen signieren Sie in der Buchhandlung, ich sah das Poster mit der Ankündigung im Schaufenster hängen. Wie viel Leute werden wohl kommen? Viele, wenige, gar keine? Manchmal besagen die hohen Stapel neben der Kasse gar nichts. Manchmal regnet es, manchmal scheint die Sonne.

»Es wird wohl am Wetter liegen«, sagt der Buchhändler, wenn gar keiner kommt.

Aber einer kommt auf jeden Fall. Ich.

Bis morgen.

3

Ich frage mich manchmal, wie sich das wohl anfühlt, Mittelmäßigkeit. Von innen, meine ich, für die mittelmäßige Person selbst. Inwieweit ist sie sich ihrer Mittelmäßigkeit bewusst? Fühlt sie sich in ihren mittelmäßigen Kopf eingesperrt, rüttelt sie an Türen und Fenstern, will sie rausgelassen werden? Doch weit und breit keiner, der sie hört?

So stelle ich es mir oft vor, wie einen bösen Traum; ein verzweifelter Hilfeschrei. Die mittelmäßige Intelligenz weiß, dass es die Außenwelt gibt. Sie riecht das Gras, sie hört das Rauschen des Windes in den Bäumen, sie sieht das Sonnenlicht, das durch die Fenster hereinfällt – aber sie weiß auch, dass sie dazu verdammt ist, ihr Leben lang drinnen zu bleiben.

Und wie geht sie mit dieser Erkenntnis um? Spricht sie sich Mut zu? Begreift sie, dass es nun mal Grenzen gibt, die sie nie überschreiten wird? Oder redet sie sich ein, alles sei halb so schlimm, schließlich habe sie doch am Morgen noch ohne nennenswerte Anstrengung das Kreuzworträtsel in der Zeitung gelöst?

Meiner Ansicht nach gibt es eine Faustregel, und die lautet, dass man Menschen mit überdurchschnittlicher Intelligenz daran erkennt, dass sie nie ein Wort darüber verlieren. Es ist so wie mit Millionären. Es gibt solche in Jeans und zerlöcherten Strickpullis, und solche in Autos mit offenem Ver-

deck. Der Preis eines Cabrios lässt sich leicht feststellen, aber wetten, dass das Trinkgeld, das der Strickpulli im Restaurant hinterlässt, durchaus schon mal dem Wert eines Cabrios entspricht?

Sie sind mehr der Cabrio-Typ. Auch bei Regen und Wind fahren Sie mit offenem Verdeck an den Straßencafés der Strandpromenade entlang. »Schon in der Vorschulklasse bin ich durch außergewöhnliche Intelligenz aufgefallen.« Es ist ein Thema, dem man (zu oft, bis zum Gehtnichtmehr) in Ihrem Werk und in Ihren Interviews immer wieder begegnet. »Mein IQ ist ein klein wenig höher als der Albert Einsteins.« Und so könnte ich noch eine Weile fortfahren – »Wenn man, wie ich, über eine Intelligenz verfügt, die sich bei kaum zwei Prozent der Bevölkerung findet ...« –, doch warum sollte ich? Es gibt Frauen, die laut sagen, alle Männer würden sich nach ihnen umdrehen, und es gibt solche, die das nicht auszusprechen brauchen.

Eigentlich muss man Ihr Gesicht sehen, wenn Sie sich Ihrer Intelligenz brüsten. Ihr Gesicht und Ihren Blick. Es ist der Blick des Hasen, der die Entfernung bis zur anderen Seite der Autobahn falsch eingeschätzt hat – und zu spät einsieht, dass er den heranrasenden Scheinwerfern nicht mehr ausweichen kann. Kurzum: ein Blick, der selbst keine Sekunde an das glaubt, was er behauptet, und eine panische Angst hat, schon bei der ersten Fangfrage aufzufliegen.

Ein mittelmäßiger Schriftsteller ist zu lebenslanger Haft verurteilt. Er muss weitermachen. Den Beruf kann er nicht mehr wechseln, dafür ist es zu spät. Er muss weitermachen bis zum bitteren Ende. Bis der Tod ihn holt. Nur der Tod kann ihn aus seiner Mittelmäßigkeit erlösen.

Er ist ganz passabel, sagen wir über den mittelmäßigen Schriftsteller. Das ist für ihn das maximal Erreichbare, ganz passabel geschriebene Bücher zu produzieren. Man muss in der Tat mittelmäßig sein, um mit dieser Erkenntnis leben zu

können. Um an einem solchen Leben zu hängen, könnte ich besser sagen – um nicht lieber tot sein zu wollen.

Die Schlange in der Buchhandlung war gar nicht so kurz. Es hatte geregnet, dann kam die Sonne durch. Die Leute standen bis zur Tür, aber im Laden, nicht draußen. Für einen Bestsellerautor vielleicht etwas dürftig. Keine Schlange bis auf die Straße, bis um die nächste Ecke, nein, eine Schlange, wie sie zu erwarten war bei einem Schriftsteller, für den sich in den letzten zehn Jahren immer weniger Leute interessieren. Viele Frauen im vorgerückten Alter. Im weit vorgerückten Alter, muss ich wohl leider sagen – Frauen, denen niemand mehr hinterherschaut.

Ich nahm mir ein Exemplar von *Befreiungsjahr* vom Stapel und stellte mich hinten an. Vor mir stand ein Mann. Der einzige Mann außer mir. Man sah ihm an, dass er nicht aus freien Stücken hier war, sondern seine Frau begleitete, wie man als Mann mit seiner Frau zu IKEA geht. Am Anfang heuchelt er noch Interesse für ein elektrisch verstellbares Bett oder eine Kommode, doch schon bald atmet er schwerer und wirft immer verzweifeltere Blicke Richtung Kasse und Ausgang, wie ein Hund, der nach langer Autofahrt den Wald riecht.

Folglich war es auch seine Frau, die Ihr Buch in der Hand hielt, nicht er. Frauen haben mehr Zeit als Männer. Nach dem Staubsaugen schlagen sie ein Buch – Ihr Buch – auf und fangen an zu lesen. Und abends im Bett lesen sie immer noch. Wenn ihr Mann sich auf die Seite dreht und ihnen die Hand auf den Bauch legt, unweit des Nabels oder knapp unter den Brüsten, schieben sie sie weg. »Lass mich, noch ein Kapitel«, sagen sie und lesen weiter. Manchmal haben Frauen Kopfschmerzen oder ihre Tage, manchmal lesen sie ein Buch.

Ich werde auch diesmal nicht den Versuch unternehmen, Ihr Gesicht zu beschreiben. Die Miene, die Sie aufsetzten, als ich mein Exemplar von *Befreiungsjahr* vor Sie hinlegte. Ich be-

lasse es bei der Bemerkung, dass Sie mich ansahen, wie man jemanden ansieht, den man nie woanders als hinter einem Ladentisch gesehen hat. Hinter dem der Drogerie zum Beispiel, das Kassennädchen, dem man zufällig auf der Straße begegnet: Man kennt das Gesicht, weiß aber nicht woher. Ohne den Kontext von Verkaufstresen und Einmalrasierer kann man das Gesicht nicht einordnen.

»Ist es ein Geschenk?«, fragten Sie mich, wie Sie das auch meinen Vorgänger gefragt hatten. Sie betrachteten mein Gesicht, das Gesicht, das Ihnen irgendwie bekannt vorkam.

»Nein, es ist für mich selbst.«

Sie signieren mit einem Füller. Einem Füller, auf den Sie nach jeder Signatur oder persönlichen Widmung die Kappe wieder aufschrauben. Sie haben Angst, er würde sonst austrocknen. Sie haben Angst, Sie würden selbst austrocknen, könnte ein Amateurpsychologe schlussfolgern, um Sie dann aufzufordern, etwas mehr über Ihre Eltern und Ihre Kindheit zu erzählen.

»Und Ihr Name?« Die Kappe war schon ab, der Füller schwebte über der Titelseite des Buches, ich musste an etwas denken. Ich betrachtete Ihre Hand mit dem Füller, Ihre alte Hand mit den deutlich sichtbaren Adern. Solange Sie atmen, wird das Blut Sauerstoff zu Ihrer Hand transportieren – solange können Sie auch an einem Tisch in einer Buchhandlung sitzen und ganz passabel geschriebene Bücher signieren.

Woran ich dachte, war dies: Ich dachte an Ihr Gesicht über dem Gesicht Ihrer Frau, Ihr Gesicht in einem halbdunklen Schlafzimmer, Ihr Gesicht, das sich langsam dem ihren nähert. Ich dachte von der Perspektive Ihrer Frau aus, wie sie Ihr Gesicht näher kommen sieht: die alten wässrigen Augen, das Weiße darin nicht mehr ganz weiß, die zerknitterten, schrundigen Lippen, die alten Zähne, nicht gelb, sondern vorwiegend grau, der Geruch, der zwischen diesen Zähnen hindurch die Nase Ihrer Frau erreicht. Es ist der Geruch, den

man manchmal riecht, wenn das Meer sich zurückzieht und auf dem Strand nur ein paar Algen und Muschelschalen zurückbleiben.

Der Geruch ist durchdringender als der gewöhnliche Alt-männer-Geruch: der Geruch von Windeln, von Hautschuppen, von absterbendem Gewebe. Trotzdem muss es vor mehr als drei Jahren eine Nacht gegeben haben, in der sie in alldem eine Zukunft gesehen hat. Eine Nacht, in der sie beschloss, ein Kind von diesem ungemütlich riechenden Gesicht könnte eine Investition in ebendiese Zukunft sein.

Dass Ihre Frau eine Zukunft vor sich sah, das kann ich mir gerade noch vorstellen. Aber welche Zukunft sahen Sie? Sie hat ein Kind gesehen, das zuerst in ihr und dann außerhalb von ihr wachsen würde. Aber Sie? Wie sehen Sie sich dem-nächst am Eingang der Grundschule stehen, zwischen den jungen Müttern? Als ein zwar alter, aber berühmter Vater? Halten Sie kurzum Ihre Berühmtheit für einen Freibrief, in einem viel zu hohen Alter noch ein Kind in die Welt zu setzen?

Denn welche Zukunft gibt es für sie, für Ihre Tochter? Sie brauchen nur einen Blick auf den Kalender zu werfen. Diese Zukunft gibt es gar nicht. Im günstigsten Fall wird sie irgendwann mitten in ihrer Gymnasialzeit nur noch die Erinnerung an den Vater haben. Mitten im sogenannten schwierigen Alter, in dem ihre Mutter damals als Redakteurin der Schülerzeitung bei Ihnen klingelte.

Ich nannte meinen Namen, und wieder sahen Sie mich an, als würde Ihnen in weiter Ferne etwas dämmern – als hörten Sie ein Lied, das Ihnen bekannt vorkam, ohne dass Sie auf den Namen des Sängers oder der Sängerin kommen konnten.

Die Feder Ihres Füllers fuhr kratzend über das Papier. Sie bliesen kurz auf die Tinte, bevor Sie das Buch zuschlugen – und ich roch den Geruch. Sie sind schon fast nicht mehr da. Eine einzige Signatur, eine einzige Widmung auf der Titelseite Ihres Buches trennt Sie vom Grab und der Vergessen-

heit. Denn darüber müssen wir uns auch einmal unterhalten, über die Zukunft nach Ihrem Tod. Natürlich kann ich mich irren, aber ich habe den Verdacht, dass es schnell gehen wird. In südlichen Ländern begräbt man die Toten noch am selben Tag. Aus hygienischen Gründen. Die Pharaonen wurden in Tücher gewickelt und mit ihrem liebsten Besitz bestattet: ihren Lieblingshaustieren, ihren Lieblingsfrauen ... Ich glaube, so wird es sein. Das große Vergessen wird schon am selben Tag beginnen. Sie werden mit Ihrem Werk begraben. Natürlich werden Reden gehalten werden und nicht von den unbedeutendsten Zeitgenossen. Ganze oder halbe Zeitungsseiten werden der Bedeutung Ihrer Arbeit gewidmet. Ihr Werk wird in einer Prachtausgabe in sieben Bänden erscheinen, die man schon jetzt subscribieren kann. Aber damit hat es sich dann auch schon. Innerhalb kürzester Zeit wird man einzelne Bände auf Flohmärkten finden. Die Leute, die die Prachtausgabe subskribiert haben, erscheinen an dem Tag, an dem sie sie abholen sollen, einfach nicht – oder sind inzwischen selbst verstorben.

Und Ihre Frau? Ach, sie wird noch eine Weile die Witwe spielen. Vielleicht wird sie ihre Aufgabe sogar ernst nehmen und einem Biografen verbieten, aus Ihrer persönlichen Korrespondenz zu zitieren. Aber besonders wahrscheinlich scheint mir das nicht. Das Unter-Verschluss-Halten der Korrespondenz ist eher etwas für alte Witwen. Die Witwen ohne Zukunft. Ihre Frau ist jung. Sie wird schon bald an ein Leben ohne Sie denken. Wahrscheinlich denkt sie schon jetzt ab und zu daran.

Und wenn Ihre Tochter dann mit achtzehn einen offiziellen Ausweis (einen Pass, einen Führerschein) beantragt, wird man sie schon auffordern, ihren Nachnamen zu buchstabieren. Vielleicht wird sie noch sagen: *Ich bin die Tochter von ...*

Von wem?

Ja, so wird es enden. Sie werden nicht in Ihrem Werk wei-

terleben, sondern wie alle normalen Sterblichen in dem Kind, das Sie kurz vor Torschluss in die Welt gesetzt haben.

Vielleicht ist Ihnen aufgefallen, dass ich bisher Ihre Tochter als Privatperson sehr diskret behandelt habe. So habe ich sie beispielsweise nicht beschrieben. In Situationen, in denen sie anwesend war, habe ich sie aus meiner Schilderung ausgespart. In Sensationsblättern werden manchmal die Gesichter von Prominenten-Kindern auf Fotos unkenntlich gemacht, um ihr Privatleben zu schützen. So habe ich auch die Anwesenheit Ihrer Tochter vorgestern beim Abschied nicht erwähnt. Ich erinnere mich, wie sie Ihnen durch das Rückfenster des Taxis zuwinkte. Vom Balkon aus sah ich ihr winkendes Händchen. Ihr Gesicht sah ich auch, aber ich beschreibe es nicht.

Auch aus Ihrem gemeinsamen Abendessen habe ich sie weggelassen, weil Sie das ohnehin schon getan haben. Noch vor dem Abendessen bringt Ihre Frau Ihre Tochter ins Bett. Vor dem schweigenden Abendessen. Sie haben natürlich das gute Recht, Ihre Tochter vorher abzuspeisen und ins Bett zu stecken. Es gibt Eheleute, die glauben, auf diese Weise ein bisschen was von der romantischen Zeit, als sie noch zu zweit waren, in die Gegenwart hinüberretten zu können. Etwas von der Zeit, als sie noch keine Kinder hatten. Aber wie soll das gehen, wenn Ihre Tochter älter wird? Wird sie sich wie ihre Mutter mit Ihrem Schweigen zufriedengeben? Oder wird sie Sie mit Fragen löchern? Fragen, aus denen Sie einen Nutzen ziehen könnten. Die Sie zu einem vollständigeren Menschen machen könnten – schon jetzt, obwohl sie noch keine vier ist.

Es gibt Kriege, in denen nur militärische Ziele unter Beschuss genommen werden, und es gibt Kriege, in denen jeder zur Zielscheibe werden kann. Sie wissen besser als jeder andere, welche Kriege ich meine. Sie schreiben darüber. Zu oft nach meinem Geschmack. Auch Ihr letztes Buch greift wieder auf den Krieg zurück. Genau genommen ist der Krieg Ihr einziges Thema.

Und damit komme ich gleich zur Kernfrage dieses Tages: Was richtet ein Krieg mit einer mittelmäßigen Intelligenz an? Oder anders gefragt: Was hätte die gleiche mittelmäßige Intelligenz ohne diesen Krieg angefangen?

Ich könnte Ihnen neues Material besorgen. Frauen und Kinder sind inzwischen im Luftschutzkeller untergebracht. Nichts hindert mich daran, Ihnen neues Material auf dem Silbertablett zu präsentieren. Dass ich Sie dabei als militärisches Ziel betrachte, sollten Sie als Kompliment auffassen.

Ganz neu ist das Material übrigens nicht. Man könnte besser von altem Material unter neuem Gesichtspunkt sprechen.

Ich gehe jetzt nach Hause.

Ich werde erst Ihr Buch lesen.

4

Heute Morgen sind Sie früher auf als sonst. Dabei ist doch Samstag. Als ich Sie ins Bad gehen hörte, war es auf dem Wecker neben meinem Bett neun Uhr. Den Geräuschen nach zu urteilen, haben Sie eine Duschwanne aus Edelstahl und einen verstellbaren Duschkopf – am liebsten mögen Sie einen breiten Strahl, jedenfalls klingt es wie ein heftiger Frühlingschauer auf einem Ölfass, wenn Sie den Hahn aufdrehen.

Ich mache die Augen zu und sehe, wie Sie vorsichtig die Wassertemperatur prüfen. Da haben Sie sich schon ausgezogen, ein gestreifter Pyjama hängt ordentlich über der Rückenlehne eines Stuhls. Sie steigen in die Duschkabine. Das Dröhnen des Wasserstrahls auf dem Stahlboden wird leiser. Jetzt höre ich nur noch das normale Geräusch von Wasser auf einem nackten Körper.

Eigentlich sind Sie eher der Badewannentyp. Endloses Planschen. Kräuter und Öle, schön eincremen danach. Ihre Frau bringt Ihnen ein Glas Wein oder Port, setzt sich auf den Rand der Wanne, lässt die Hand ins Wasser hängen und macht mit den Fingern kleine Wellen. Wahrscheinlich verstecken Sie sich unter einer dicken Schicht Badeschaum – sie soll bloß nicht auf falsche Gedanken kommen! Gedanken über Sterblichkeit zum Beispiel. Oder über Autorenrechte, die im Falle Ihres Todes automatisch auf die direkten Erben übergehen.

Haben Sie Schiffchen? Oder Entchen? Nein, das ist eher un-

wahrscheinlich. Solche Frivolitäten erlauben Sie sich nicht, auch in der Badewanne denkt Ihr Kopf über Dinge nach, die über den Horizont der meisten Menschen hinausgehen. Das ist schade. Eine verpasste Chance. Mit viel Schaum und einem Schiffchen kann man nämlich Titanic spielen: Wie der Kapitän in der verhängnisvollen Nacht alle Warnungen vor Eisbergen in den Wind schlägt, und das Schiff mit dem Heck nach oben im Winkel von fast neunzig Grad im eiskalten Wasser versinkt.

Ich traue Ihnen durchaus zu, dass Sie im Wasser einen fahren lassen. Einen lauten Furz mit ordentlich Luftblasen, der wie ein grollender Donner aufsteigt und ein Loch in den schaumigen Eisberg schlägt. Aber ob Sie dann auch lachen müssen, bezweifle ich. Sie machen ein ernstes Gesicht. Das ernste Gesicht eines Schriftstellers, der alles, was er von sich gibt, ernst nimmt, auch seine eigenen Fürze.

Aber wie auch immer, heute Morgen haben Sie sich ausnahmsweise für eine Dusche entschieden. Dafür hatten Sie zweifellos Ihre Gründe. Vielleicht haben Sie einen Termin und müssen sich beeilen. Vielleicht hat es damit zu tun, dass Sie allein zu Hause sind und niemanden rufen können, wenn Ihnen schlecht wird. Sie wären nicht der erste Schriftsteller, der tot in der Badewanne gefunden wird.

Ich versuche, Sie mir vorzustellen, wie das Wasser an Ihrem Körper herunterläuft. Nicht zu lange, denn angenehm ist die Vorstellung nicht. Meiner Ansicht nach entscheiden sich ältere Menschen eher fürs Duschen, weil sie dann ihren eigenen Körper nicht zu sehen brauchen. Korrigieren Sie mich bitte, wenn ich mich irre. Offenbar haben Sie selbst kein Problem damit. Offenbar macht er Ihnen nichts aus, der Anblick Ihres Körpers, wie er mit all seinen Falten und Runzeln auf die nahe Zukunft hinweist, in der es ihn nicht mehr geben wird.

Soweit ich das von hier aus beurteilen kann, nimmt Ihre Frau nie ein Bad. Dabei hätte sie nun wirklich keinen Grund,

sich zu schämen. Ob unter Wasser oder vor dem Spiegel stehend, nur ein Badetuch umgeschlungen – sie kann sich immer über den Anblick ihres Körpers freuen. Trotzdem steht sie nie länger als zwei Minuten unter der Dusche.

Ich persönlich bedaure das. Denn ich bin nicht aus Stein. Ich bin ein Mann. In diesen zwei Minuten habe ich oft an sie gedacht, genauso wie ich jetzt an Sie denke. Über der Stuhllehne hängt dann kein Pyjama, sondern ein weißes Badetuch oder ein weißer Bademantel. Sie steht unter der Dusche, schließt die Augen und hält das Gesicht in den Strahl. Sie begrüßt das Wasser auf ihren Lidern wie einen Sonnenaufgang, den Beginn eines neuen Tages. Dann schüttelt sie kurz, aber heftig die Tropfen aus dem Haar. In einer Ecke der Duschkabine oder am Fenster des Badezimmers erscheint ein Mini-Regenbogen.

Das Wasser fließt ihr am Hals herunter. Seien Sie unbesorgt über das, woran ich dann denke. Ich werde nicht weiter ins Detail gehen. Ich werde ihre Schönheit nicht besudeln, nicht aus Respekt vor Ihren Gefühlen, sondern aus Respekt vor Ihrer Frau.

Der eigentliche Duschvorgang dauert also kaum zwei Minuten. Trotzdem hält Ihre Frau sich danach noch sehr lange im Bad auf. Manchmal male ich mir aus, was sie dort tut. Manchmal frage ich mich, ob Sie sich das auch noch hin und wieder ausmalen, oder ob Sie es einfach nur zur Kenntnis nehmen.

Heute Morgen zweifle ich auf einmal an dem Material. Dem neuen Material, das ich Ihnen zur Verfügung stellen könnte. Gestern Abend habe ich Ihr Buch gelesen, daher die Zweifel. Ja, in der Tat, ich habe *Befreiungsjahr* an einem Abend ausgelesen. Ich benutze absichtlich nicht Wendungen wie in einem Zug oder Rutsch – ich fing um sieben Uhr an und gegen Mitternacht hatte ich es aus. Nicht, dass ich es nicht hätte weglegen können oder, schlimmer noch, dass ich unbedingt hätte

wissen wollen, wie es ausgeht. Nein, so war es nicht. Es geht einem manchmal so in einem Restaurant: Man hat das Falsche bestellt, aber weil man sich nicht traut, viel auf dem Teller liegen zu lassen, isst man mehr, als einem bekommt.

Ich weiß nicht genau, woran es liegt, aber im Grunde geht es mir mit all Ihren Büchern so. Man beißt hinein und fängt an zu kauen, aber schmecken will es nicht so recht. Es fällt einem schwer, es runterzuschlucken. Einzelne Stückchen bleiben einem zwischen den Zähnen hängen. Andererseits ist es auch wieder nicht so ungenießbar, dass man den Ober an den Tisch winkt und das Ganze zurückgehen lässt.

Ich glaube, es ist alles viel einfacher: Auch der Verzehr einer misslungenen Speise macht uns um eine Erfahrung reicher. Wir haben den Teller leer gegessen. Wir fühlen, wie sich unser Magen auf einen harten Brocken gefasst macht. Vielleicht nehmen wir zum Kaffee noch einen Schnaps, um ihm die schwere Aufgabe etwas zu erleichtern.

So habe ich um Mitternacht, nachdem ich *Befreiungsjahr* weggelegt hatte, noch den Fernseher angemacht. Ich zappte durch die Kanäle, bis ich beim National Geographic Channel hängen blieb. Ich hatte Glück, es lief gerade eine Sendung, die ich mir immer mit Vergnügen anschau. *Sekunden vor dem Unglück*, über Katastrophen in der Luftfahrt. Man sieht, wie die Passagiere – noch völlig ahnungslos – das Handgepäck verstauen und sich anschnallen.

Manchmal fängt es schon früher an. Beim Einchecken. Die Passagiere stellen ihre Koffer auf das Laufband und nehmen die Bordkarte in Empfang. Sie freuen sich auf einen wohlverdienten Urlaub oder das Wiedersehen mit Verwandten im Ausland. Nur wir, die Zuschauer, wissen in dem Moment bereits, dass sie auf ihren Urlaub und den Besuch bei den Verwandten lange warten können. Dass daraus nichts wird.

Zur gleichen Zeit wird am Flugsteig D 14 die Sunny Air Boeing 737 aufgetankt und einer letzten Kontrolle unterzo-

gen. Den Flugtechnikern fällt »nichts Ungewöhnliches« auf, wie sie später gegenüber der Untersuchungskommission aussagen werden. Die meisten der in Zehntausende Stücke auseinandergebrochenen Teile, die über ein Gebiet von Dutzenden von Quadratkilometern verstreut liegen und mithilfe modernster Apparatur aus großer Tiefe vom Meeresboden gefischt wurden, sind inzwischen geborgen. In einem leeren Hangar setzen Spezialisten der Untersuchungskommission aus diesen Teilen das Flugzeug wieder zusammen. Die Arbeit zieht sich Monate hin. Am Schluss sieht das Ganze immer noch eher aus wie ein Puzzle als wie ein Flugzeug. Fliegen wird es auf jeden Fall nie mehr. Das Zusammensetzen dient nur dem Zweck, die Ursache der Katastrophe herauszufinden. Handelt es sich um einen technischen Defekt oder um menschliches Versagen? Was verrät uns der Flugschreiber? Was fügen die letzten Gespräche zwischen dem Kapitän und dem Kontrollturm hinzu?

»Linkes Triebwerk ausgefallen ... rechtes Triebwerk ausgefallen ... wir sinken auf dreißigtausend Fuß ...«

Auf dem Radarschirm im Kontrollturm hört der Punkt plötzlich auf, ein Punkt zu sein.

»Hallo, Sunny Air 1622 ...? Hören Sie uns noch, Flug 1622 ...? Hallo, Flug 1622?«

Das kommt aber alles viel später. Jetzt geht es um den Anfang. Am Anfang ist alles noch ganz. Meistens denke ich noch weiter zurück. Ich denke an die Passagiere. Wie sie sich an diesem Morgen die Socken und Schuhe angezogen haben. Wie sie sich die Zähne putzten und mit dem Taxi oder dem Zug zum Flughafen fuhren.

»Haben wir alles? Hast du die Tickets? Hast du die Pässe?«

Ich persönlich bin der Ansicht, Flugschreiber sollten schon viel früher mit dem Aufzeichnen von Daten beginnen. Also nicht nur die letzte halbe Stunde der Gespräche im Cockpit. Das wirkliche Ausmaß einer Katastrophe verbirgt sich vor al-

lem in den Details. Im Zettel für die Nachbarin, die die Katze füttern soll: *Morgens nur Bröckchen, abends eine halbe Dose Fisch, 1 x in der Woche rohes Herz.* Die Hand, die diese Worte geschrieben hat, ist kaum einen halben Tag später in dreißigtausend Fuß Höhe zerfetzt worden. Oder zwischen den Bruchstücken verloren gegangen. Die Hand, die morgens noch ein Stück Klopapier abgerissen, es dreimal gefaltet und sorgfältig den dazugehörigen Hintern abgewischt hat. Im Grunde eine sinnlose Handlung. Im Rückblick hätte das Abwischen genauso gut unterbleiben können, jedenfalls hätte es nicht so sorgfältig zu geschehen brauchen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Hand. In den letzten Stunden ihres Daseins hat sie in dreißigtausend Fuß Höhe, während sie sich mit einer Geschwindigkeit von ungefähr neunhundert Kilometern pro Stunde durch die dünne, kalte Luft fortbewegte, noch in einer Zeitschrift geblättert. Sie hat eine Bierdose von der Stewardess entgegengenommen, die Fingerspitzen haben festgestellt, dass die Dose nicht eiskalt, aber doch kalt genug ist. In einem unbeachteten Augenblick hat die Hand mit einem Finger in der Nase gepopelt, dort aber nichts gefunden, was der Mühe wert gewesen wäre. Die Hand ist durchs Haar gefahren. Die Hand hat auf einem Bein in Jeans gelegen – und im Cockpit sieht der Flugkapitän genau in diesem Augenblick seinen Kopiloten von der Seite an und fragt: »Riechst du das auch?« Über ihren Köpfen gehen mehrere rote Lampen an.

Die Maschine sinkt in steilem Winkel und verliert schnell an Höhe. Die Kabine füllt sich mit Rauch. Zu Hause reckt und streckt sich die Katze auf dem Teppich vor dem Ofen und spitzt die Ohren: Da kommt die Nachbarin! Manchmal explodiert das Flugzeug in großer Höhe, ein anderes Mal gelingt es den Piloten trotz zweier ausgefallener Triebwerke gerade noch, die Landebahn des Militärflugplatzes auf der Koralleninsel zu erreichen. Eine Landebahn, die eigentlich für Maschi-

nen dieser Größe zu kurz ist. Abends liegt die Katze schnurrend auf dem Schoß der Nachbarin. Wenn die Nachbarin ein netter Mensch ist, wird sie fortan für sie sorgen. Der Katze ist das alles vollkommen egal, solange sie genug Trockenfutter und Fisch und Herz bekommt.

Gestern Abend las ich *Befreiungsjahr*, und heute Morgen denke ich an Sie, während Sie unter der Dusche stehen. Ich bin mir wie gesagt wegen des neuen Materials noch unschlüssig. Man sagt, bei den meisten Schriftstellern wäre alles schon angelegt, ab einem gewissen Alter kämen keine neuen Erfahrungen mehr hinzu. Das haben Sie selbst mehrmals in Interviews behauptet. Ich höre und sehe Sie das sagen, neulich noch in der Kultursendung am Sonntagnachmittag im Fernsehen.

»Ab einem gewissen Alter nimmt man nichts Neues mehr auf«, sagten Sie – und da der Interviewer Ihnen wohlgesinnt war, tat er so, als vernähme er das zum ersten Mal.

Ich höre kein Wasser mehr. Sie trocknen sich ab, Sie rasieren sich und ziehen sich an. Bei jeder Flugzeugkatastrophe gibt es den einen Passagier, der zu spät kommt und seinen Flug verpasst. *In diesem Flugzeug hätte ich sitzen können*, denkt er. Das Leben geht weiter – die Socken wandern abends wie immer in den Wäschekorb.

Was, wenn Sie sich damals für eine andere Wohnung interessiert hätten? Aber vielleicht haben Sie die Entscheidung ja Ihrer Frau überlassen. Schließlich ist es eine nette Straße mit alten Bäumen, viel Schatten, kaum Verkehr, so gut wie keine spielenden Kinder. Letzteres ist vielleicht ein wenig schade für Ihre Tochter, darüber hätten Sie sich vielleicht doch Gedanken machen sollen. Aber für einen Schriftsteller, der glaubt, neue Erfahrungen seien nicht mehr nötig, ist es einfach die ideale Straße.

Sie haben sich damals nicht die Mühe gemacht, sich Ihrem neuen Nachbarn vorzustellen. Wozu auch, dafür haben Sie ja Ihre Frau.

»Wir sind die neuen Nachbarn«, sagte sie und hielt mir die Hand hin.

Eine kleine, warme Hand.

»Willkommen«, sagte ich.

Bei dieser Gelegenheit fand Ihr Beruf noch keine Erwähnung. Das geschah erst später, als ich die Musik zu laut stellte.

In *Sekunden vor dem Unglück* kommt ein älteres Ehepaar vor, das zum ersten Mal in seinem Leben fliegt. Die Reise ist ein Geschenk der Kinder. Wie die anderen Fluggäste werden auch diese Eheleute von Schauspielern gespielt. In der Rekonstruktion der letzten Minuten von Flug 1622 finden sie beieinander Trost. Auch die Kinder kommen zu Wort. Die Kinder werden nicht von Schauspielern gespielt. Die Kinder sind echt.

Kurz und gut, ich weiß nicht, ob Sie mit dem neuen Material etwas anfangen können. Deshalb gebe ich es Ihnen einfach so, wie es ist. Sie sind völlig frei, damit zu machen, was Sie wollen. Wenn Sie Fragen haben, kommen Sie einfach runter.

Es gibt Bücher, in denen der Schriftsteller selbst vorkommt. Als Figur. Oder es kommen Figuren darin vor, die sich mit dem Schriftsteller auseinandersetzen. Sie wissen bestimmt, welche Bücher ich meine. Sie haben sie selbst geschrieben.

Dieser Fall aber liegt anders. Ich bin keine Romanfigur, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut.

Während meiner Gymnasialzeit ist etwas passiert, was den Rest meines Lebens bestimmte. Im Gymnasium erproben Jugendliche ihre Kräfte. Sie gehen nicht nur bis an die existierenden Grenzen, sondern überschreiten sie. In Eltern und Lehrern sehen sie nicht mehr Erwachsene, die sie an die Hand nehmen, sondern Hindernisse auf dem Weg zur Selbstentfaltung. Sie zertreten ein Insekt, einfach nur, weil sie wissen wollen, ob das geht, und bereuen es hinterher – oder auch nicht.

Hier beginnt das neue Material. Ich bezweifle, dass Sie etwas damit anfangen können. Aber wie auch immer: Hier beginnt es.

Es war das Jahr des großen Lehrersterbens. Einer nach dem anderen segnete das Zeitliche. Es verging kein Monat, in dem sich nicht das ganze Spinoza-Gymnasium in der Aula einfand und Rektor Goudekete die nächste »traurige Nachricht« verlas. Wir konnten natürlich keine Freudentänze aufführen, sondern mussten eine ernste Miene aufsetzen, doch bei uns allen überwog ein Gefühl ausgleichender Gerechtigkeit. Traurig fanden wir die Nachricht nie. Es ging eher etwas Tröstliches von diesem Massensterben aus. Schon aufgrund ihres Alters waren Lehrer verletzlich. Auf jeden Fall waren sie nicht so unsterblich wie wir.

Ein Lehrer, der einen mittags noch wegen nicht gemachter Hausaufgaben oder allgemeinem Desinteresse gemäßregelt hatte, tauchte am nächsten Morgen einfach nicht mehr auf. Dass keinem der Todesfälle eine lange Krankheit vorausging, verstärkte den tröstlichen Effekt. Keine endlosen Krankenhausaufenthalte, vergeblichen Bestrahlungen oder sonstigen Verzögerungen – nichts, was das Sterben menschlicher gemacht hätte.

Van Ruth war unser Mathelehrer. Wenn einer mal nicht aufpasste, zeigte er mit drohendem Finger nach draußen, auf die ein paar Hundert Meter weiter unsichtbar hinter Bäumen versteckt gelegene Gerrit-Rietveld-Akademie, und sagte: »Willst du lieber ein bisschen kneten und pinseln? Nur zu!«

Von heute auf morgen kam er nicht mehr. Ich kann mich noch genau an jenen Vormittag erinnern. Es war nach einem frühen Herbststurm, die Bäume waren schon etwas kahler geworden, sodass man zum ersten Mal in dem Jahr den Dachfirst der Kunstakademie sehen konnte. Ich erinnere mich vor allem an den leeren Raum vor der Tafel, den seine lange Gestalt nun nie mehr füllen würde.

Ich dachte an den Tag davor, an dem Van Ruth sich die Socken und Schuhe angezogen hatte, um sich wie jeden Morgen mit dem Rad zum Spinoza-Gymnasium aufzumachen.

Karstens saß hinter dem Lehrertisch im Physikraum immer auf einem extrahohen Hocker, um weniger klein zu wirken. »Es gibt hier Subjekte, die werden nie etwas von Physik verstehen«, sagte er am Montagmorgen und stieß einen tiefen Seufzer aus. Am Dienstag war er tot.

Rektor Goudekete hielt es für erforderlich, während der Gedenkfeier in der Aula auf Herrn Karstens' familiäre Umstände hinzuweisen. So erfuhren wir, dass der Physiklehrer zwar keine Frau, dafür aber zwei »halbwüchsige Söhne« hatte, für die er ganz allein sorgen musste. Wichtige Details ließ der Rektor allerdings weg. Lebte Karstens' Frau noch, oder waren die halbwüchsigen Söhne von nun an ganz allein auf der Welt?

Wie dem auch sei, die Sache mit den Söhnen gab Karstens' Tod einen menschlichen Anstrich. Er war nicht nur ein Physiklehrer gewesen, der sich seiner Zwergengestalt schämte und deshalb während der ganzen Unterrichtsstunde seinen erhöhten Sitz nicht verließ, sondern er war auf einmal auch ein Vater, auf dessen Heimkehr zwei halbwüchsige Söhne warteten.

Aber die Söhne waren nie in Erscheinung getreten, nie hatte sie jemand zu Gesicht bekommen, was den menschlichen Aspekt der Sache wiederum stark minderte. Ja, es war durchaus möglich, dass die halbwüchsigen Söhne genauso erleichtert waren wie wir. Endlich konnten sie machen, was

sie wollten – sich jeden Abend etwas von der Imbissbude holen und bis tief in die Nacht fernsehen –, und auf der Straße brauchten sie nicht länger neben einem kleinwüchsigen Vater herzugehen.

Aber davon war natürlich während der Gedenkfeier in der Aula des Spinoza-Gymnasiums nicht die Rede, sodass man sich schließlich doch mit dem Bild zweier halbwüchsiger Jungen abfinden musste, die in einer dunklen Küche vor leeren Tellern saßen, weil es niemanden mehr gab, der für sie sorgte.

Frau Posthuma wohnte allein im neunten Stock eines Hochhauses nahe der Ausfallstraße nach Utrecht. Ich hatte sie einmal besucht, um mit ihr die Bücher auf meiner Englisch-Lektüreliste durchzugehen. Von ihrem Wohnzimmer aus konnte man die Ruderboote sehen, die über das spiegelglatte Wasser der Amstel schossen. Und später, als die Dämmerung hereinbrach, sah man die Lichter der Autos, die über die Autobahnbrücke fuhren. Irgendwo tickte eine Uhr. Frau Posthuma fragte, ob ich noch eine Tasse Tee wolle. Wir waren da schon längst beim letzten Buch auf meiner Liste angelangt. Sie hatte kurz geschnittenes, lockiges Haar und eine hohe Stimme ohne echte Basstöne, wie man sie öfter bei Frauen findet, die in ihrem ganzen Leben noch nie einen Orgasmus gehabt haben. Es war eine Stimme, die wie ein Vögelchen durch das Zimmer flatterte, ohne je irgendwo zu landen, als gehörte sie niemandem und wäre nicht wirklich mit der Erde verbunden, wie Frau Posthuma selbst in ihrer Wohnung neun Stockwerke über der bewohnten Welt.

Ich hörte jetzt deutlich, wie die Stimme mich fragte, ob ich vielleicht etwas anderes möchte als Tee, im Eisschrank liege bestimmt noch eine Flasche Bier. Ich sah auch, wie etwas in ihrem erwartungsvollen Blick brach, als ich aufstand und meinte, es sei schon viel zu spät, und ich müsse nach Hause. Ihr Gesicht wechselte kaum merklich die Farbe. Draußen auf der Straße sah ich noch einmal hinauf zum neunten Stock,

aber an den Lichtern der Außengalerie war nicht zu erkennen, wo genau ihre Wohnung lag.

Als Frau Posthuma eines Morgens nicht in der Schule erschien, wurde nicht gleich groß Alarm geschlagen. Erst viel später hörten wir, man habe die Wohnungstür aufbrechen müssen. In Goudekets Gedenkrede in der Aula kam dieses Detail allerdings nicht vor. Es war unserem Schulleiter auch anzumerken, dass er keinen Aufhänger für seine Geschichte hatte. Es gab weder halbwüchsige Söhne noch sonstige erschütternde Details, die uns die in ihrer Wohnung tot aufgefundene Frau Posthuma menschlich hätten näherbringen können. Goudekets kam nicht weiter als »ihr hohes Engagement für unsere Schule und ihre Schüler«, was in dem halb leeren, von Neonlampen grell erleuchteten Raum nach weniger als nichts klang, als hätte das große Vergessen da schon eingesetzt.

Und dann gab es noch das spektakuläre Ende, ein Ende mit lautem Knall, Glassplittern und viel Blut. Harm Koolhaas (»Harm« für die Schüler der höheren Klassen, wo er Sozialkunde gab) nahm in seinem Mietwagen, einem weißen Chevrolet Malibu, noch keine halbe Stunde nach der nächtlichen Landung auf dem Flughafen von Miami die verkehrte Ausfahrt und landete im »falschen Stadtteil« (Goudekets).

Die zwei Männer, die er bei der schlecht beleuchteten Tankstelle nach dem Weg fragte, hat man nie gefunden. Es scheint, dass Harm Koolhaas noch versuchte, das Wagenfenster hochzukurbeln und schnell rückwärtszufahren, aber er wurde von einem geparkten Auto gestoppt. Laut dem Augenzeugenbericht des Tankwarts schob einer der beiden Männer den Lauf seiner Pistole durch das Fenster. Inzwischen hatte der andere schon das Feuer auf die Windschutzscheibe eröffnet.

Harm Koolhaas trug modische Cordhosen und über der Schulter immer ein Täschchen aus Glasperlen, aus dem er gegen Ende der Stunde sein Päckchen Javaanse Jongens hervor-

holte. Durch die Flure der Schule bewegte er sich mit leicht federndem Schritt.

Irgendwie wollte es mir nicht gelingen, diese beiden Bilder – das mit den Hosen und dem Perlentäschchen und das mit der halb aus dem Auto hängenden Leiche mit dem komischen Knick im Hals – zusammenzubringen. Als wären die Flure, die Klassenzimmer und die Aula des Spinoza-Gymnasiums die denkbar schlechteste Vorbereitung auf ein gewaltsames Ende in einem amerikanischen B-Movie.

Während der üblichen Schweigeminute dachte ich an die Tankstelle auf der anderen Seite des Atlantiks. Ich sah die rote TEXACO-Leuchtschrift und die rot-blauen Blinklichter der Streifenwagen vor mir. Die Polizisten kauten Kaugummi und trugen Sonnenbrillen, obwohl es weit nach Mitternacht war.

Ich versuchte, die Umstände zu rekapitulieren, unter denen es zu Harm Koolhaas' Tod gekommen war. Ich ging zurück zur Ankunft auf dem Flughafen von Miami, zu dem Moment, als er bei der Autovermietung die Schlüssel des weißen Chevrolet Malibu ausgehändigt bekam, unter funkelndem Sternenhimmel den Parkplatz überquerte ... Trug er auch in Amerika das Perlentäschchen über der Schulter? Hatte er sich noch mit extra Päckchen Javaanse Jongens eingedeckt?

Und wie ich so an das Täschchen und den Tabak dachte, begriff ich, dass ich noch viel weiter zurückgehen musste, zum Einchecken auf Schiphol, zum Blättern in einem Florida-Reiseführer in zehn Kilometern Höhe über dem Atlantik, zur Vorfreude auf aufregende Tage in den USA. Oder vielleicht hatte es noch viel früher angefangen, beim Anziehen der Socken und Schuhe am Tag des Abflugs. Harm Koolhaas, der in seiner Cordhose vor dem Spiegel steht und sich mit der Hand durchs Haar fährt.

Auch in diesem Fall gab es weder Frau noch halbwüchsige Söhne, von denen Abschied genommen werden musste. Der

Sozialkunde-Lehrer war noch jung und ungebunden gewesen, »in der Blüte seines Lebens«, wie Goudekete von seinem Zettel ablas. Er fuhr allein zum Flughafen und brauchte nach der Passkontrolle niemandem zu winken. Sehr wahrscheinlich ist er an den Duty-free-Shops vorbeigeschlendert. Danach nahm die Anzahl der Menschen, die ihn noch leibhaftig gesehen haben, immer mehr ab, bis er schließlich ganz außer Sichtweite geriet.

Da der Leichnam des Geschichtslehrers Landzaat nie gefunden wurde, hat es für ihn auch nie eine Gedenkfeier in der Aula gegeben. Wenn jemand nur vermisst wird, besteht schließlich immer die Hoffnung, dass er eines Tages wieder auftaucht. Bei einem Polizeirevier oder einem abgelegenen Bauernhof, Kilometer von der Stelle entfernt, an der er verschwand, verwirrt und unter Gedächtnisverlust leidend, verdreht und in zerrissenen Klamotten, aber zumindest – Gott sei Dank! – unversehrt.

Tage, Wochen und Monate vergingen, und die Hoffnung schwand. Im Klassenzimmer hing sein Foto noch das ganze Schuljahr. Wahrscheinlich weil niemand auf die Idee kam, es zu entfernen (wer weiß, vielleicht hängt es heute noch da). Damals schon waren die Ecken umgeknickt und die Farben nicht mehr frisch. Es war ein kleines Foto – ein Polaroid –, auf dem Landzaat lachend sein Pferdegebiss bis auf das Zahnfleisch entblößte. Auf seinen Pupillen hatte das Blitzlicht zwei rote Punkte hinterlassen. Sein Haar war vom Tanzen feucht, die Aufnahme war während des Schulfests entstanden.

Ja, Landzaat war ein begeisterter Schulfest-Tänzer gewesen. Er fackelte nicht lange und zog die Mädchen auf die Tanzfläche. Und die Mädchen sträubten sich selten. Jan Landzaat war ein beliebter Lehrer, vielleicht der beliebteste des Spinoza-Gymnasiums. Seine zu langen Zähne waren nur ein kleiner Minuspunkt in seinem immer gebräunten und jung wirkenden Gesicht. Ein anderer Minuspunkt war, dass er nur allzu

gut wusste, wie beliebt er war und wie man Mädchen zum Kichern und zum Erröten brachte.

Auf der Klassenfahrt nach Paris blieb er länger als die anderen Lehrer an der Bar des Hotels. Er trank seinen Pernod pur und erzählte witzige Geschichten aus der Zeit, als er noch am Montessori-Gymnasium unterrichtete. Geschichten, über die wir alle lachen mussten, auch Laura Domènech, die wie ich in die zwölfte Klasse ging.

»Die auf dem Montessori-Gymnasium sind völlig gestört«, sagte Landzaat. »Geradezu eine Sekte. Das Lächeln der Selbstherrlichkeit. Oh, war ich froh, als ich da wegkonnte!«

Dann legte er zum zweiten Mal seine Hand auf Lauras Arm, diesmal zog er sie allerdings nicht gleich wieder zurück. Wir sahen es alle. Wir sahen, dass Laura den Arm nicht bewegte. Wir sahen, wie Laura das Gummi aus ihrem Pferdeschwanz zog und ihre langen schwarzen Haare schüttelte – wie sie sich eine Zigarette in den Mund steckte und Landzaat um Feuer bat.

Auch Jan Landzaat wird zweifellos am Morgen jenes zweiten Weihnachtstags seine Socken und Schuhe angezogen haben, bevor er seine kleine Mietwohnung in der Amsterdamer Rivierenbuurt verließ, um ein paar Tage bei »Freunden in Paris« zu verbringen. Und weil es ja auf der Strecke lag, wie er uns später an jenem Tag erklärte, machte er einen Umweg zu dem fünf Kilometer von der seeländisch-flämischen Küste entfernten Weiler Terhofstede (Gemeinde Sluis).

Seine stürmische Affäre mit Laura Domènech war knapp zwei Monate davor zu Ende gegangen. Er versuchte, sich locker zu geben, aber die äußeren Anzeichen eines Nervenzusammenbruchs waren nicht zu übersehen. Seine Gesichtshaut verfärbte sich von braun zu gelb, mehr als einmal vergaß er, sich zu rasieren, und an manchen Vormittagen konnte man den Schnaps bis in die hintersten Reihen riechen. Oft blieb er minutenlang in Gedanken versunken vor der Tafel

stehen. Dann musste man seine Frage mehrmals wiederholen, bevor man eine Antwort bekam.

Außer einmal, als ich den Finger hob und fragte, ob an den Gerüchten, Napoleon habe den Befehl erteilt, seine sechzehnjährige Mätresse in der Seine zu ertränken, etwas dran sei. Langsam drehte Landzaat sich um und sah mich an. Er hatte tiefe Ringe unter den rot umrandeten Augen, als hätte er die ganze Nacht geweint.

»Und weshalb interessiert dich das auf einmal?«, fragte er.

Das Haus in Terhofstede gehörte Lauras Eltern, die die Weihnachtstage in New York verbrachten, sodass Laura und ich das Reich für uns allein hatten. Jan Landzaat war aus allen Wolken gefallen, als Laura ihm den Laufpass gab. Und als er erfuhr, wer seinen Platz einnahm, habe er, so Laura, nur angewidert geschaut.

»Mit dem?«, habe er gefragt.

Das Haus war weiß und lag am Dorfrand. Morgens betrachtete ich erst eine Weile Lauras schwarzes Haar, das sich über das ganze Kissen auffächerte. Manchmal ließ ich sie schlafen, meistens aber weckte ich sie. Weil Eisblumen an den Fenstern wuchsen und es oben keine Heizung gab, hatten wir nach der ersten Nacht die Matratze vom Dachboden ins Wohnzimmer geschleppt und vor den altmodischen Kohleofen gelegt.

Wir standen nur selten auf. Einmal, um im einzigen Laden im nahe gelegenen Dorf Retranchement einzukaufen. Wir gingen zu Fuß, weil es zum Radfahren zu kalt war, und hielten uns die ganze Zeit fest an der Hand. Mit billigem Rotwein, Eiern und Brot kehrten wir zum Haus zurück.

Der Unterschied zwischen Tag und Nacht verblasste, wir hatten nur Augen füreinander – und wollten nichts anderes als die Nähe des anderen spüren. In der Wärme unserer mit den Reißverschlüssen aneinandergeschlossenen Schlafsäcke, auf der Matratze vor dem Kohleofen, fing das Leben jeden Tag, jede Stunde, jede Minute wieder von vorne an.

Daher war es nicht verwunderlich, dass wir uns am zweiten Weihnachtstag anzogen und nach Retranchement gingen, um unsere Vorräte aufzufüllen. Noch eine ganze Weile standen wir vor dem Schaufenster des geschlossenen Ladens und wunderten uns darüber, dass die Welt sich an feste Ladenöffnungszeiten hielt. Es war der kälteste Tag der ganzen Woche, Schnee wehte in einem feinen Nebel über den Bürgersteig. Es wurde allmählich schon wieder dunkel oder schon wieder hell – sogar darüber gab es keine absolute Gewissheit mehr.

So traten wir unverrichteter Dinge den Heimweg an, zu unserem warmen Bett vor dem Ofen. Hinter dem Ortsausgang macht die Straße eine sanfte Kurve, man sieht dann schon die ersten Häuser von Terhofstede liegen, auch das weiße Haus von Lauras Eltern.

»Oh nein!«, sagte Laura plötzlich, packte mich am Arm und zog mich zurück. Vor dem Gartenzaun stand ein Auto. Jemand lehnte an der Motorhaube, von Weitem noch eine undeutliche Gestalt, aber doch unverkennbar ein Mensch. Laura hatte den beigefarbenen Volkswagen Käfer sofort als das Auto unseres Geschichtslehrers erkannt.

Da, wo wir waren, gab es weder Häuser noch Bäume, hinter denen wir uns hätten verstecken können. Unsere einzige Hoffnung war, uns so schnell wie möglich rückwärts aus dem Staub zu machen.

Aber in dem Moment löste sich die Gestalt von der Motorhaube und trat auf die Straße. Sie winkte.

»Oh nein!«, sagte Laura noch mal. »Wie schrecklich!«

Ich nahm sie in die Arme. Ich fragte nicht, woher Landzaat wusste, wo wir waren. In den vergangenen Wochen hatte sein Verhalten immer krankhaftere Züge angenommen. Erst hatte er Laura im Fahrradschuppen bedrängt und sie völlig aufgelöst um ein Gespräch gebeten. Später folgten dann die Anrufe, bei denen er gar nichts sagte und Laura nur sein Schnaufen hörte.

Eines Nachts war sie mit einem komischen Gefühl aufgewacht, und als sie den Vorhang einen Spalt geöffnet hatte, hatte sie ihn unten stehen sehen. Er lehnte an einem Laternenpfahl. Seine Gesichtszüge konnte sie nicht genau erkennen, sie fühlte nur seinen vorwurfsvollen Blick.

In der Schule hatte sie sich aus verständlichen Gründen nicht über sein Verhalten beschweren können. Im günstigsten Fall wären beide vom Spinoza-Gymnasium geflogen. Und mit ihren Eltern darüber zu reden, kam schon gar nicht infrage. Die waren zwar bis zu einem gewissen Punkt modern (so bezeichneten sie sich jedenfalls), und man könnte sie sogar verständnisvoll nennen. Aber zwischen verständnisvoll und wirklichem Verständnis klafft eine Kluft – eine Kluft, so tief, dass man den Boden nicht erkennen kann.

Ich drückte Laura fest an mich. Ich hörte sie leise schluchzen.

»Ganz ruhig, Liebling«, sagte ich. »Ganz ruhig. Alles wird gut. Ich Sorge dafür, dass alles wieder gut wird.«

Ich stellte mich mitten auf die Straße und winkte. Ich winkte, als würde ich mich freuen, Landzaat zu sehen.

6

Hier lege ich eine kleine Pause ein, der Spannung halber, eine Technik, die Sie selbst auch gern anwenden – eine Unterbrechung ausgerechnet in dem Moment, wo man unbedingt wissen will, wie es weitergeht, eine Erzählung in der Erzählung.

In *Befreiungsjahr* setzt diese Binnenerzählung ein, als die vier Kinder zu Fuß zum bereits befreiten Teil der Niederlande aufbrechen. Die Wanderung nimmt kein Ende, und spannend wird es selten. Wir, die Leser, wollen so schnell wie möglich zum Verhör des übergelaufenen Wehrmachtsoffiziers zurück. Sie aber zwingen uns, seitenlang mit den Kindern über zugefrorene Wassergräben zu springen. Dass sie sich unterwegs die Haare färben, ist sogar außerordentlich unglaublich, wo doch in diesem letzten Kriegsjahr selbst die einfachsten Lebensmittel nur auf Marken zu bekommen waren. Unglaublich und langweilig. Es ist dem Leser völlig egal, ob die Kinder mit dem Leben davonkommen. Eigentlich hofft er, dass sie so bald wie möglich geschnappt und abtransportiert werden. Fort! Fort mit ihnen! Fort aus diesem Buch!

Ich wollte hier auch eine kurze Pause einlegen, weil ich neugierig bin, ob Ihnen mein Bericht über das Lehrersterben bekannt vorkommt. Und zwar hauptsächlich der Teil über die beiden Gymnasiasten und den zudringlichen Lehrer. Kurz, ich frage mich, ob Sie schon ahnen, wie es weitergeht, aber im Grunde zweifle ich inzwischen nicht mehr daran.

Ich will den Ereignissen nicht vorgreifen, aber ist es nicht eine Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet Ihr erfolgreichstes Buch den Titel *Abrechnung* trägt? Er hat mir schon immer sehr gut gefallen. Später ist Ihnen, was Titel angeht, nie mehr so richtig was eingefallen – was Bücher angeht übrigens auch nicht, aber das ist eine andere Geschichte. Die Geschichte in der Geschichte Ihres Lebens, könnte man sagen, in der Geschichte Ihres Niedergangs als Schriftsteller.

Ist es schließlich nicht eine noch viel größere Ironie des Schicksals, dass *Abrechnung* Ihr einziges Buch ist, das auf wahren Begebenheiten beruht? (*Die Stunde des Hundes* über Ihre erste Frau lasse ich hier einmal unberücksichtigt – denn es fällt meiner Ansicht nach in eine ganz andere Kategorie.)

Ich muss plötzlich wieder an jenen Tag in der Buchhandlung denken. Nicht an den Tag, an dem Sie signierten, sondern an den davor. An den Moment, als der Kunde *Befreiungsjahr* wieder auf den Stapel neben der Kasse zurücklegte.

Nach anfänglicher Erleichterung verspürte ich doch auch eine gewisse Enttäuschung. Eigentlich wünsche ich Ihnen immer hohe Verkaufszahlen. Es ist gut, wenn möglichst viele Leser durch eigene Lektüre feststellen, dass der Autor von *Abrechnung* nach einem Dutzend Büchern, zwei Theaterstücken und fast einem halben Menschenleben auf der Strecke geblieben ist.

Im Übrigen stand wenig von Ihnen im Regal, wie ich an jenem Nachmittag feststellen konnte. Natürlich wird *Abrechnung* nie fehlen, aber Ihr übriges Werk war doch außerordentlich spärlich vertreten. Ich erkundigte mich noch beim Verkäufer nach der *Stunde des Hundes* (apropos geschraubte Titel!), erfuhr aber von ihm, das Buch sei »nicht mehr lieferbar«.

»Nicht mehr lieferbar ...« Es gibt Wörter, Sätze und Satzketten, die in all ihrer Schlichtheit viel mehr ausdrücken, als es zunächst den Anschein hat: »noch zwei Monate zu leben ...«, »noch nie gehört ...«, »bei Ankunft im Krankenhaus gestor-

ben ...«. Für einen Schriftsteller muss »nicht mehr lieferbar« in diese Kategorie fallen.

Abrechnung hat inzwischen die siebenundzwanzigste Auflage erreicht. Der neue Umschlag ist gar nicht schlecht, etwas amerikanisch mit all dem Rot und Blau. Und das neue Foto auf dem Rücken – Sie gehören wenigstens nicht zu den Schriftstellern, von denen es nur ein einziges unscharfes Foto gibt, mit dem sie für immer alterslos zu wirken hoffen.

Sie versuchen zumindest, mit der Zeit zu gehen. Und doch ist auch das eine Form der Vergänglichkeit. Alle fünf Jahre verjüngt sich der Umschlag der Bücher, während der Autor und sein Werk für alle ersichtlich alt werden.

Auch den Klappentext habe ich wieder einmal aufmerksam gelesen. Er weicht nicht nennenswert von dem der ersten Auflage ab, die ich hier zu Hause im Regal stehen habe. Ich besitze noch weitere Auflagen, drei, um genau zu sein. Die Film- ausgabe finde ich vom Einband her am hässlichsten. Diese rot tiefenden Buchstaben! Was mag dem Verleger wohl vorgeschwebt haben? Ein Blutbad? Es ist schade, denn der Titel *Abrechnung* spricht für sich.

Unter den Buchstaben, in einem ziemlich romantischen Setting wie aus *Vom Winde verweht*, die Fotos der drei Hauptdarsteller. Das ist der zweite Fehler. Die Absicht, die dahintersteckt, ist natürlich, die Verkaufszahlen hochzutreiben. Und wirklich begann für *Abrechnung* nach dem Film ein zweites Leben, wie man so sagt, und das Buch schaffte es zum zweiten Mal innerhalb von fünf Jahren auf die Bestsellerliste.

Aber Film hin oder her, man sollte nie mit Fotos aus einem Film für einen Roman werben. Damit schränkt man die Fantasie des Lesers ein. Man zwingt ihn, die Gesichter der Filmschauspieler vor sich zu sehen. Für den, der erst den Film gesehen hat und dann das Buch lesen möchte, macht das vielleicht nicht viel aus. Aber der, der erst das Buch gelesen hat, gerät in ein Dilemma. Beim Lesen hat er bei allen Figuren bestimmte

Gesichter vor sich gesehen. Er will sie sich selbst vorstellen. Auch wenn Sie es überflüssigerweise nicht lassen können, die Gesichter genau zu beschreiben, Nasen, Augen, Ohren und Haarfarbe, konstruiert sich jeder Leser doch in seiner Fantasie sein eigenes Gesicht.

Dreihunderttausend Leser, das macht pro Figur dreihunderttausend verschiedene Gesichter. Dreihunderttausend Gesichter, die durch das eine Gesicht im Film mit einem Schlag vernichtet werden. Man muss als Leser ziemlich selbstsicher sein, um sich nach dem Film noch an das Gesicht, das man sich vorgestellt hatte, erinnern zu können.

»Zwei Gymnasiasten planen den perfekten Mord an ihrem Lehrer«, lautet der erste Satz des Klappentextes.

Gleich zu Anfang zwei sachliche Fehler. Wir haben nämlich nie etwas geplant – und perfekt war es schon gar nicht.

Den Rest brauche ich hier nicht zu zitieren, Sie wissen ja selbst, wie es weitergeht. Dieser erste Satz fehlt noch bei den ersten achtzehn Auflagen, er wurde erst bei der Filmausgabe hinzugefügt. Seitdem steht er in jeder Auflage. Das Buch hat sich dem Film angepasst. Einem Film, der in einigen wichtigen Punkten vom Buch abweicht. Genau wie Ihr Buch in einigen wichtigen Punkten von der Wirklichkeit abweicht. Von den wahren Begebenheiten, auf denen es beruht.

Letzteres ist auch verständlich. Das Material wies mehrere weiße Flecken auf, sodass Ihre Fantasie einspringen musste. Und ich muss sagen: Hut ab, Sie sind der Wahrheit ziemlich nahegekommen.

Aber doch nicht ganz.

Was würden Sie davon halten, die Lücken nachträglich füllen zu können? Eine überarbeitete Fassung von *Abrechnung*, in der alle offenen Fragen beantwortet werden? Wenn ich Schriftsteller wäre, könnte ich der Versuchung nicht widerstehen.

Vor einem knappen Jahr sind Sie in die Wohnung über mir

eingezogen. In einem Roman wäre so etwas ausgeschlossen. Autor bezieht Wohnung über ... ja, über wem eigentlich? Seiner Romanfigur? Nein, eine Romanfigur bin ich nicht. Ich bin ein Mensch aus Fleisch und Blut, der einen Schriftsteller zu einer Figur inspiriert hat. In einem Roman wäre so etwas schlicht unglaublich. Zu viel Zufall. Zufall unterminiert die Glaubwürdigkeit einer Geschichte.

Es gibt nur einen Ort, wo wir den Zufall akzeptieren, und das ist die Wirklichkeit. »Was für ein Zufall«, sagen wir und erzählen eine passende Anekdote.

Umgekehrt könnte man sagen, dass der Zufall, der uns zu Nachbarn gemacht hat, nur deshalb glaubwürdig ist, weil er in der Wirklichkeit spielt.

So etwas erfindet man nicht, sagt der Volksmund. So etwas erfindet jedenfalls kein Schriftsteller.

Als wäre es gestern gewesen, erinnere ich mich noch an den Nachmittag, an dem ich mir die Verfilmung von *Abrechnung* ansah. Das Kino war ziemlich leer, wie öfter bei Nachmittagsvorstellungen. Ich erinnere mich an den Augenblick, als die beiden Gymnasiasten zum ersten Mal ins Bild kommen. Der Junge packt das Mädchen am Arm.

»Weißt du eigentlich, dass ich dich mehr liebe als alles andere auf der Welt?«, sagt er, und ich musste lachen über die Unnatürlichkeit und Unglaubwürdigkeit dieses Satzes, ausgesprochen von einem noch unglaubwürdigeren Schauspieler – die Art Schauspieler, auf die niederländische Spielfilme ein Patent zu haben scheinen. Ich musste so laut lachen, dass sich mehrere Leute im Saal umdrehten.

Man liest einen Roman und stellt sich Gesichter dabei vor. Dann geht man in den Film, und die Gesichter der Schauspieler verdrängen die, die man sich beim Lesen vorgestellt hat.

Auf mich trifft das allerdings nicht zu. Sowohl beim Buch als auch beim Film sah ich immer nur das gleiche Gesicht.

Mein eigenes.